Vorträge und Miszellen

»Die Donau fließt in die Nordsee« – Die Erforschung der Aachhöhle[1]

Von Rainer Friedrich, Singen, und Rudolf Martin, Radolfzell

Die Donau entspringt aus einer Quelle nahe der Martinskapelle auf dem Brend bei Furtwangen. Warum nicht in Donaueschingen, wie der Name schon sagt? Hier heißt das Flüsslein Breg und nicht Donau. Dazu gibt es eine einfache Erklärung: Die Donau ist der einzige schiffbare Strom in Europa, der eine »Kilometrierung« hat, die an der Mündung ins Meer beginnt. Die Donau hat ihren Anfang bei der Hafenmole bei Sulina in Rumänien und das Ende ist die entfernteste Quelle bei der Martinskapelle. Laut der Tafel an dieser Quelle sind es 2888 km bis zum Schwarzen Meer.

Nach nur 64 km verliert die noch junge Donau regelmäßig und seit jeher Wasser. Dieses Naturphänomen haben die Menschen früher schon erkannt. In regenarmen, trockenen Zeiten spürten es immer zuerst die Möhringer, danach die Tuttlinger. Das Wasser wurde weniger und weniger. Stets versuchten die Menschen, die Löcher zu verstopfen, in denen das Donauwasser gurgelnd verschwand. Sie versuchten es mit Stroh, Brettern, Steinen und Lehm, das Wichtigste war, dass das Wasser weiter fließt. Die Bewohner an der Aach, 12 km südlich, merkten es ebenfalls, wenn ihre Quelle weniger Wasser spendete.

Sicher gab es zu allen Zeiten Menschen, die einen Zusammenhang zwischen dem verschwindenden Wasser der Donau und der Aachquelle vermuteten. Schriftlich erwähnt wurde es im Jahre 1705. Der Obervogt von Möhringen, Hilarius Mayer, schrieb am 15. August 1705 an den Landgrafen von Fürstenberg und gab Auskunft über den Versuch, die Versickerungslöcher zu verstopfen. Es wurde sogar der Versuch gestartet, den Lauf der Donau – also das Flußbett – zu verändern. Es entwickelte sich ein Wasserstreit, der bis in die heutigen Zeit reicht: »Lieber will die Donau versinken als württembergisch zu werden«, so titelte einmal eine badische Zeitung Anfang des 20. Jahrhunderts.

Im Jahr 1719 wurde erstmals der mutmaßliche Wiederaustritt des Donauwassers bei der Aachquelle dokumentiert. Bis 1806 war es erlaubt, die Versickerungslöcher mit Reisig, Schilf oder Bretter zu verstopfen, das nannte man »Flusspflege«. Ab 1806, als die Versickerungsstellen und die Aachquelle badisch wurden, war es verboten, so dass schließlich das Unvermeidliche eintreten musste: Im Herbst 1874 konnte die erste Vollversickerung der Donau beobachtet werden.

1 Leicht überarbeiteter und geringfügig gekürzter Vortrag nach der Mitgliederversammlung des Hegau-Geschichtsvereins am 8. März 2008 in der Stadthalle Singen. Um einen Eindruck von der lebendigen Vortragsweise der Referenten zu geben, werden Syntax, Wortwahl und Erzählweise unverändert wiedergegeben.

Professor Käss aus Freiburg hat eine Liste sämtlicher Vollversickerungstage erstellt. Besonders auffällig ist das Jahr 1921 mit 309 Tagen Vollversickerung. Die meisten trockenen Jahre gab es in den 1950er Jahren. Ein Trend ist zu erkennen, dass es pro Jahr gesehen eher mehr Tage mit Vollversickeruung werden. Zur Zeit sind es mindestens 75 Tage. Auch verlagern sich die trockenen Tage immer mehr in den Herbst.

Seit 1877 ist es wissenschaftlich erwiesen, dass das Donauwasser im Aachtopf wieder zum Vorschein kommt. An den Vollversickerungstagen fließt die Donau ausschließlich nach Süden in Richtung Bodensee. Die kleinste gemessene Menge Donauwasser am Pegel Kirchen-Hausen beträgt 1,44 m³. An einem sogenannten »Jahrhundert-Hochwasser« waren es beim Pegel Kirchen-Hausen über 350 m³. Wie viele m³ Wasser bei Hochwasser in Richtung Aachtopf verschwinden, vermag niemand genau zu sagen. Jedoch liegen die höchsten Schüttungen des Aachtopfs bei 24 m³/s. Dabei spielt allerdings das Einzugsgebiet der Aachquelle eine wichtige Rolle. Wasser von einer 400 km² großen Fläche fließen in den Aachtopf und in etliche andere Quellen. Die Aussage »Die Donau fließt in die Nordsee« ist also ohne Einschränkung berechtigt.

Neugierde oder wissenschaftlicher Antrieb war auch bei Professor Karl Endriss ausschlaggebend, als er 1911 in einer Doline eine Grabung durchführte. Am 15. Januar 1912 hatte er in 20 m Tiefe die Arbeiten eingestellt, denn er traf auf ungestörte Schichten. Er war der vermutlich erste aktive Donauhöhlensucher. 1937 schrieb der Engener Heimatforscher Wilhelm Wetzel einen bemerkenswerten Aufsatz über »Das Karstgebirge im Hegau«. Darin wunderte er sich, dass noch niemand angefangen hatte zu graben und zu forschen.

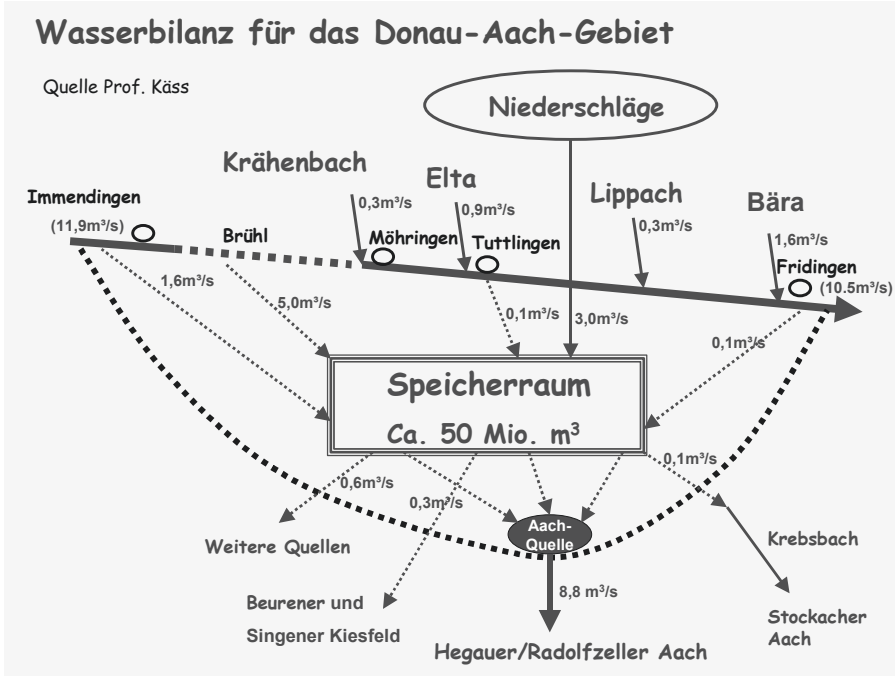
In der Vergangenheit haben etliche Taucher den Aachtopf oder die Aachquelle erforscht. Erstmals 1886 versuchte ein Helmtaucher in die Aachquelle einzudringen. Er kam bis in eine Tiefe von 12 m. Dort spürte er eine gewaltige Strömung, die ihm Einhalt gebot, denn er musste feststellen, dass ein Hinabsteigen in die Felsenöffnung unmöglich war.

Erst 1962 gelang es einer Darmstädter Sporttauchergruppe, den Eingangsbereich zu erforschen. Eine Singener Tauchgruppe drang sogar 60 m tief in den Berg vor. Sie müssen bis an die Stelle gekommen sein, wo der Hauptgang sehr niedrig wird und links der Kristallgang abzweigt. Für die damaligen Verhältnisse war das eine bemerkenswerte Leistung. Ebenfalls 1962 kam Jochen Hasenmayer an die Aachquelle. Er stieß dabei 110 m weit vor. 1969 schließlich gelang Hasenmayer mit 400 m ein Weltrekord. Er kam dabei bis an das derzeitige Ende der Unterwasserhöhle, den sogenannten Endversturz. Aus ihm quillt das gesamte Wasser, das schließlich den Aachtopf erreicht. Oberhalb des Endversturzes entdeckte er eine kleine Auftauchstelle, eine Luftglocke. Dieser Endversturz stellt bis zum heutigen Tage das Ende der betauchbaren Höhle dar. Hasenmayer entdeckte eine weitere Auftauchstelle, die Seenhalle, sie ist eine große, teilweise 20 m hohe Halle mit ganz wenig Tropfsteinschmuck.

Nur wenige Menschen verfügen über die Nerven und die Ausrüstung, um bis zu diesem Ort vorzudringen. Zum großen Teil ist die schlechte Sicht an der langwierigen Erforschungsgeschichte schuld. Diese Sicht unter Wasser lässt sich mit keiner anderen Unterwasserhöhle vergleichen. Es gibt Höhlen, in denen man, so weit der Scheinwerfer reicht, gute Sicht hat: 30, 40, 50 m weit. Es ist hell, keine Schwebestoffe trüben das Wasser – anders in der Aachhöhle.

Wie wir wissen, setzt sich das Aachwasser aus Donauwasser und Oberflächenwasser von einer Fläche von 400 km² zusammen. Wegen der schnellen Durchflussgeschwindigkeit können sich die Schwebestoffe nicht absetzen. Das Wasser bleibt meist so trüb, dass eine Sicht unter Wasser von 4–5 m schon als gut bezeichnet wird. Beträgt die Sichtweite nur 2 m, ist der Taucher gezwungen, sich die Höhle im Kopf visuell aus einzelnen Eindrücken zusammenzusetzen. Für ein ganzes Bild müsste man eine Sicht von 10 m haben, denn die Gangdimensionen erreichen Breiten von 6–7 m und eine Höhe von 12 m. Es ist nicht auszuschließen, dass noch Gänge auf ihre Entdeckung warten, nur weil man wegen stets schlechter Sicht an ihnen vorbeiging. Apropos »gehen«: Die Höhlentaucher in der Aach gehen unter Wasser auf dem Grund entlang,

Vollversickerung der Donau bei Möhringen (Foto: Freunde der Aachhöhle e. V.)



denn die Strömung ist so kräftig, dass es frei austariert mit Schwimmflossen über längere Strecken zu anstrengend wäre. Zudem wäre der Luftverbrauch enorm.

An dem riesigen Unterwasserversturz alleine zu arbeiten, um vielleicht eine betauchbare Spalte oder eine Kluft oder einen weiteren Gang zu finden, ist einfach zu gefährlich. Schließlich befinden sich die Taucher unter Wasser und müssen mit ihrem Luftvorrat haushalten, es sind über 500 m Tauchstrecke zurück ans Tageslicht. Solche Tauchgänge dauern meist über drei Stunden.

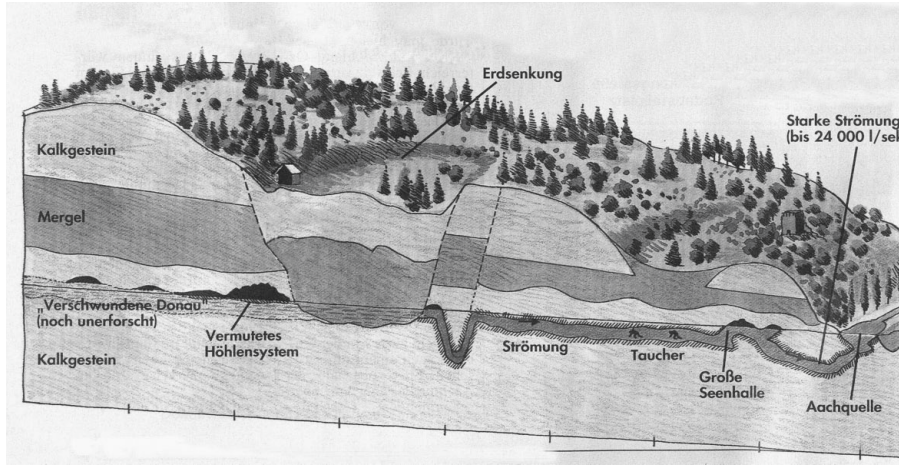
Ist die Erforschung hiermit abgeschlossen? Keinesfalls! Höhlenforscher lassen sich nicht so schnell entmutigen. Harald Schetter, der in den 1980er und 1990er Jahren im Aachtopf viel getaucht ist und geforscht hat und so etwas wie der Lokalmatador ist, hat festgestellt, dass es unter Wasser kein Weiterkommen gibt. Dabei sind von den 12 km Distanz bis nach Immendingen ja nur 500 m erforscht. Die restlichen 11,5 km warten auf ihre Entdeckung. Und was ist mit den 17 km in Richtung Fridingen? Was ist mit den vielen Seitengängen? Würde man alle Längen der Höhlengänge zusammenzählen und aneinander reihen, ergäbe das ein Höhlensystem von über 50 km bis 100 km Länge.

Junge Höhlenforscher der Region begannen ein Projekt, das sich heute mit Fug und Recht das größte Höhlenforschungsprojekt Deutschlands nennen darf. Wo aber sollte man zu graben beginnen? Wenn wir uns den Unterwasserversturz vorstellen, aus dem bei Hochwasser bis zu 24 m³/s entströmen, so wäre es doch sinnvoll das andere Ende, also die Stelle, wo das Wasser hineinströmt, zu suchen. Auf dem Dornsberg, 600 m nördlich der Aachquelle, befinden sich große Dolinen. Deshalb haben die Forscher begonnen, am nördlichsten Rand der großen Erdfälle, die schon Wilhelm Wetzel beschrieben hatte, zu graben und einen Schacht abzuteufen. Die Euphorie war damals, 1990, so groß, dass sie glaubten, nach wenigen Metern in große Hallen vorzustoßen. Harald Schetter animierte seine Leute öfters mit den Worten: »Wenn genügend Mannen kommen, können wir den Durchbruch schaffen.«

Es sind genügend Helfer gekommen – nur der Durchbruch kam nicht. Neuen Mut erhielten die Gräber, als ein über 80-jähriger Wünschelrutengänger einen großen Hohlraum in 11 m Tiefe diagnostizierte. Mit neuer Energie, meist Freitagabends, gruben die Höhlenforscher tiefer und tiefer. Man muss dazu sich eine leicht überhängende Felswand vorstellen, an der entlang das Versturzmaterial weggeräumt wird. Nach etwa 1,5 m werden dann Holzstempel in die Ecken gestellt, gegeneinander verspreizt und vernagelt. So entsteht ein Holzkasten mit vier Seiten. Eine Seite Fels, drei Seiten »Dolinen-Inhalt«. Diese drei Seiten werden dann mit etwas dünneren Holzstangen hinterbaut, so dass nichts mehr aus den Seitenwänden herausfallen kann. Mit dieser Art Verbauung teuften wir Meter um Meter ab.

Als die »erwünschelte« Tiefe erreicht war, gab es von einem Hohlraum weit und breit keine Spur. Manches Mal waren wir entmutigt, nur in einer Gruppe sind solche Phasen zu überwinden. Es blieb nichts anderes übrig, als weiter in die Tiefe vorzustoßen. Mittlerweile waren fünf Jahre vergangen. Im September 1995 sollte sich an unserem Höhlenprojekt etwas tun. Rudolf Martin, Mitglied im Vorstand des Vereins »Freunde der Aachhöhle«, ist ursächlich für dieses Ereignis verantwortlich. Er berichtet über die Entdeckung des ersten Hohlraumes auf dem Dornsberg (verfasst am 26. September 1995):

Am 22. September 1995, Freitagabend, war wie gewohnt wieder »Höhlentermin«. Normalerweise laufen diese Abende immer im gleichen Rhythmus ab. An zwei oder drei Abenden wird gegraben, an den nächsten drei bis vier verbaut. Auf diese Weise kam bis dahin ein Schacht von ca. 20 m Tiefe zustande. An diesem Tag war Verbauen angesagt, doch ich hatte mir mehr vorgenommen. Vor zwei Wochen hatte sich nämlich den Ausgräbern ein ca. 5 m tiefes Loch aufgetan, das sich nach links und rechts als ca. 5–15 cm hoher Hohlraum unter einem Felsrücksprung fortsetzte. Meine Absicht war, dies genauer zu untersuchen.



Schematische Zeichnung zur Aachhöhle, links die vermutete Fortsetzung des Höhlensystems, das die »Freunde der Aachhöhle« in 18 Jahren unter enormen Mühen suchten. (Zeichnung: Freunde der Aachhöhle e.V.)

An diesem Abend wollten acht bis neun Leute kommen. Mein Plan war, dass ich bei so vielen Helfern abkömmlich wäre, um dann in diesem Loch meine »Probegrabungen« durchführen zu können. Leider wurde aus diesem Plan nichts, denn um 19 Uhr war außer René und Niko niemand da. Zu dritt kann aber nicht verbaut werden. So musste ich gleich hinabsteigen, bevor noch jemand weiteres kam und wir mit dem geplanten Verbau anfangen würden. Niko fiel gleich auf, dass ich zusätzlich noch eine Taschenlampe mit hinunter nahm und mein Ölzeug anhatte. Wenn man länger in dem nassen und kalten Lehm liegt, wird das ohne wasserdichte Kleidung recht unangenehm.

Im Schacht unten angekommen, ließ ich mich auch sogleich bis an die tiefste Stelle des neu entdeckten Lochs hinabgleiten. Dass es auf der rechten Seite keinen Sinn hatte weiter zu graben, war mir gleich klar. Auch direkt in die Tiefe zu graben, war wegen der Enge nicht sinnvoll, zumal andere auch schon herumgestochert hatten und dabei feststellen mussten, dass ohne größeren technischen Aufwand kein Weiterkommen mit Graben war. Also schaute ich mir die linke Seite genauer an und was da so vor mir lag, sah nicht schlecht aus. Unter dem Felsrücksprung gab es, soweit man sehen konnte – das war allerdings nur ca. ein Meter – einen ca. 5 cm hohen Hohlraum. Durch den oberen Quergang, der im Januar 1995 freigelegt wurde, wussten wir, dass nach ca. 2 m eine lehmfreie Versturzzone kam. Es war anzunehmen, dass diese sich auch vertikal fortsetzte. Ich musste aber gleich feststellen, dass es alleine zu mühsam und zu zeitaufwendig wäre, diesen Hohlraum zu erweitern, um einen Blick hinter die Lehmkuppe zu werfen.

Mittlerweile waren auch Niko und René in den Schacht abgestiegen. Nach kurzer Erläuterung meines Vorhabens begannen sie, meine Tätigkeit zu unterstützen, allerdings ohne große Begeisterung. René erweiterte mit einem Stemmeisen das Loch nach unten, und Niko verfrachtete die Stein- und Lehmpakete auf die rechte Seite. Auf diese Weise kamen wir recht zügig voran. Nach ca. 1,5 m wurde es aber so eng, dass ich auf dem Bauch liegend jeden einzelnen Stein aus dem zähen nassen Lehm mit den bloßen Händen herauskratzen musste. Es war mühselig, diese Fracht aus der engen Röhre am eigenen Körper vorbei nach hinten weiter zu reichen. Jetzt ein großer Stein, und wir hätten aufgeben müssen.

Ich war schon so weit vorgedrungen um zu erkennen, dass sich der Hohlraum erweiterte. Da hörte ich hinter mir Stimmen: Harald Schetter war gekommen. Mir war sofort klar, dass ich hier und jetzt nicht mehr weitergraben konnte, denn es stand ja Verbauen des Schachtes auf dem Plan. Immerhin räumten sie mir noch ungefähr 10 Minuten Zeit ein, gerade so lange, wie die Vorbereitungen zum Verbauen dauerten. Das war nicht viel Zeit und vor mir noch ein ungefähr kopfgroßer Stein, der im Lehm verklebt war. Dieser Stein verhinderte den Durchblick, im wahrsten Sinne des Wortes. Hastig kratzte ich, so gut es ging, den Lehm neben dem Stein weg, um wenigstens den Kopf durchstecken zu können. Aber es reichte nicht. Und schon wieder der Ruf von hinten: »Komm jetzt endlich, wir wollen anfangen.«

Jetzt gab es für mir nur noch eins: Helm ab und versuchen, den Kopf durch das Loch zu stecken, egal ob die Haare mit Lehm verklebt werden oder nicht. Und ich schaffte es! Was ich aber da vor mir sah, war nicht viel. Durch die Anstrengungen erzeugte ich so einen Dampf, dass nur dichte Nebelschwaden zu sehen waren. Also hielt ich die Luft an, damit wenigstens mein Atem nicht die Sicht behinderte. Langsam wurden Konturen sichtbar. Vor mir erschien, wie vermutet, eine lehmfreie Versturzzone, die, wenn man die Steine auf die Seite räumte, gut zu durchkriechen wäre. Trotz des Dunstes konnte ich dahinter einen größeren Raum erkennen, der sich im hinteren Teil leicht absenkte. Ich wusste: Bevor ich nicht dort drin war, würde ich heute nicht heimgehen. Wer schon einmal auf Entdeckungstour war, weiß, was es von mir an Selbstdisziplin abverlangte, an dieser Stelle den Rückzug anzutreten.

Außer René war niemand mehr im Schacht. Sogleich schilderte ich ihm begeistert meine Entdeckung, aber seine Resonanz war für mich enttäuschend zurückhaltend, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich in Geduld zu üben und so fingen wir halt mit dem Verbauen an. Mittlerweile kam jetzt auch Norbert aus Freiburg, der uns unten im Schacht half. Das gab mir die Chance, aufzusteigen und Harald und Niko meine Entdeckung mitzuteilen. Auch hier herrschte gebremster Optimismus. Den ganzen Abend saß ich wie auf Nadeln. Es war wie an Weihnachten, wo wir als Kinder in der Küche warten mussten, bis die Eltern im Wohnzimmer den Christbaum geschmückt hatten.

Meine Euphorie wurde langsam, aber sicher durch die Müdigkeit und Kälte gedämpft. Auch bei den beiden anderen machte sich Müdigkeit breit, schließlich war Mitternacht schon längst vorbei. Aber dennoch wollte keiner heim – »Vielleicht war es ja doch der lang ersehnte Durchbruch.« Endlich, um 1.45 Uhr, das letzte Querholz wurde in den Verbau eingeschoben und ich war plötzlich wieder hellwach. René trank sein Feierabendbier und meinte lakonisch: »Dann kriech halt noch in dein Loch.« Die Worte waren kaum ausgesprochen, da lag ich schon wieder in dem Kriechgang und versuchte, den letzten Stein mit klammen Fingern aus dem Lehm zu zerren. Endlich war der Weg frei.

Die Öffnung war gerade so groß, dass sich ein mittelgroßer Mensch mit Mühe durchzwängen konnte. Langsam schob sich mein Körper vor, den Kopf schon in dem Versturzraum. Vorsichtig räumte ich die Steine auf die Seite, immer wieder mit dem Blick nach oben, denn die Decke bestand hier nicht aus massivem Fels, sondern war ein loses Gewirr von Steinen und Felsblöcken. Ich versuchte, so wenig wie möglich zu berühren oder zu verändern. Eine falsche Bewegung, einen falschen Stein auf die Seite gerückt und das Ganze wäre wie ein Kartenhaus zusammengestürzt. Weiter hinten wurde es glücklicherweise etwas geräumiger und ich konnte diese gefährliche Stelle rasch überwinden. Im Schacht machte sich die erste Begeisterung breit. Norbert rief den anderen zu: »Er ist durch!«

Nachdem ich mich kurz umgeschaut hatte, stellte ich fest: Der Raum war groß genug, dass alle fünf Leute darin Platz hätten und es auch relativ versturzsichere Bereiche gab. Norbert, René und Harald folgten mir nach. Niko blieb aus Sicherheitsgründen zurück, aber

Die sogenannte Graue Halle, entdeckt im September 1995 (Foto: Rainer Grüneberg)

nicht ohne einen neugierigen Blick durch das Schlupfloch zu werfen. Dem ersten Anschein nach ging es hier nirgends weiter. Zwar gingen überall Spalten und Risse in die Tiefe, aber alle zu eng, um durchschlüpfen zu können. Harald hakte die Höhle schon ab. Dann entdeckte Rene ungefähr in der Mitte der ca. 6 m langen Halle ein Loch, durch das man ziemlich tief hinabsehen konnte. Ganz unten war eine etwa fuchslochgroße Öffnung wahrzunehmen. Leider wurde der Einstieg von einer Steinplatte versperrt.

Wenn man diese Platte zertrümmern könnte, wäre der Abstieg geräumig genug, um bis an das »Fuchsloch« vordringen zu können. Also kroch Norbert zurück, um einen Fäustel und ein Seil zu holen. Dabei bewegten sich zwei mächtige Felsen über Renés Kopf. Uns war klar, bevor diese beiden Felsbrocken nicht weggeräumt waren, wäre ein Durchschlüpfen zu gefährlich. Wir machten uns sogleich daran, die kleineren Steine auf die Seite zu stapeln. Die beiden großen Brocken konnten wir nur mit Mühe in Bewegung setzen und warfen sie mit vereinten Kräften zum Abstiegsloch. René zertrümmerte die Felsplatte, bis das Loch groß genug war, um einen Durchstieg zu wagen.

Nun kam die Entscheidung: Wer steigt als erster hinab? Wir einigten uns, dass René den ersten Versuch unternehmen sollte. Nach kurzem Zögern, in dem er das Risiko noch einmal abwägte, stieg er ein. Im ersten Moment sah es aus, als ob er in dem Loch stecken bleiben würde, aber dann schaffte er es doch noch, sich durch die enge Spalte zu quetschen. Jetzt war nur noch sein Helmlicht zu sehen, das sich rasch tiefer bewegte. Dafür drang ein beängstigendes Rumpeln und Poltern nach oben, das sich so anhörte, wie wenn eine Elefantenherde durch einen Porzellanladen trampeln würde. Schließlich verschwand er völlig in dem Durchschlupf.

Sekunden der Stille und Anspannung und dann ein Freudenschrei von unten: »Wir haben es geschafft, bringt den Sekt!«. Wir gaben diese Freudenbotschaft sofort in den Schacht weiter, was aber nicht nötig gewesen wäre, denn die hatten das Freudengeschrei schon selbst

vernommen. Jetzt war kein Halten mehr und das Höhlenfieber griff rasch auf alle über. Als nächster zwängte ich mich durch den Spalt, mit den Füßen nach einem sicheren Tritt tastend. Der weitere Abstieg bis zum »Fuchsloch« brachte dann keine Probleme mehr, da sich dieser Abschnitt als geräumiger erwies, als es zuerst von oben aussah. Auch das sogenannte »Fuchsloch« war wesentlich größer und leicht zu durchkriechen.

Da stand nun René etwas verloren in einer Halle, die so groß war, dass seine Stirnlampe sie nicht ausleuchten konnte. Wir beschlossen, auf die anderen drei zu warten, um dann gemeinsam die Höhle zu erforschen. Bis sie abgestiegen waren, sahen wir uns die nähere Umgebung an. Eine ca. 30 m lange Halle, 6 m breit, 2,5 m hoch, eine graue, ebene Decke, ebenso der Boden, die linke Seite stark abfallend und zum Teil mit Felsversturz gefüllt. An der rechten Seite erhob sich vor dem Fels eine fast senkrechte Lehmwand. Da sie nicht direkt an den Fels anstand, wirkte sie wie ein riesiger Vorhang, der den Höhlenraum begrenzte. Ein wunderbarer Kontrast zwischen der gelben Lehmwand und dem dunklen Felsgestein der Decke und des Bodens. Es war fast wie das Gefühl, auf einer Bühne zu stehen, wo sich jeden Moment der Vorhang öffnen musste.

Links hinten schien es über eine Lehmhalde durch eine fast scheunentorgroße Öffnung weiterzugehen. Wir einigten uns, mit diesem Höhlenteil unsere Erforschung zu beginnen. Gegen jedes Sicherheitsgebot stiegen alle fünf nun ab. Wäre oben die Versturzzone eingebrochen, wären alle hier eingeschlossen gewesen und niemand hätte Hilfe holen können. Aber an so was dachte in diesem Moment keiner – zu groß war die Neugierde. Leider mussten wir nach einem kurzen Abstieg feststellen, dass am Wandfuß der Fortgang verschüttet war. Nachdem wir den Rest der Höhle abgesucht hatten und keine offensichtliche Fortführung entdeckten, beschlossen wir, da es mittlerweile 4 Uhr morgens war, die weitere Entdeckungstour auf den nächsten Tag zu verschieben. Oben wieder angekommen, feierten wir unseren ersten »Durchbruch«.

Hochmotiviert trafen wir uns am Sonntagmorgen wieder an der Doline. Ausgerüstet mit Fotoapparat, Kompass und Kletterzeug ging es in die Tiefe. René hatte bei der Erstbefahrung eine recht große Spalte entdeckt, die uns Hoffnung auf eine Fortsetzung der Höhle machte. Nachdem wir die Höhle fotografiert hatten, gingen Harald und Niko daran, sie zu vermessen. René und ich versuchten, einen Fortgang zu finden, jedoch ohne Erfolg. Außer ein bisschen Fledermauskot und ein Laubblatt rechts hinten in der Ecke, was aber insofern bemerkenswert war, da man sich hier ungefähr fast 60 m unter der Erdoberfläche befand, war nichts zu entdecken.

Auch wenn es noch nicht der ganz große »Durchbruch« war, so war es doch ein tolles Gefühl, als erster Mensch in diesen Räumen gewesen zu sein. Ich hoffe, dass die Aachhöhle uns noch öfters solche positiven Überraschungen bereithält.

Nun galt es wieder in die Tiefe zu graben. Vom Eingang der Höhle bis hinab zum Wasserspiegel sind es rund 85 m. Davon hatten wir in fünf Jahren schon 35 m geschafft. Es lagen also nur noch 50 m vor oder unter uns. Auch jetzt wurde nicht resigniert. Es waren ein paar Leute da, Motoren, die Mut machen, und so ging es weiter. Aber wohin? Zunächst wurde am nördlichsten Ende der Grauen Halle ein kleiner Schacht ergraben, der jedoch nach etwa 8 m an einer Wasser sperrenden Schicht zu Ende war. Zwei Meter höher setzten wir einen Quergang an, nach links, Richtung Norden, in der Hoffnung, dass uns der leicht überhängende Fels noch lange erhalten bliebe, denn unter einem Überhang lässt es sich leichter verbauen. Dieser Seitengang hatte ein leichtes Gefälle, und so erreicht sein unteres Ende eine Tiefe von 42 m. Die Hälfte war geschafft.

1997 waren wir mittlerweile in 50 m Tiefe angelangt. Doch nun standen wir vor einem Problem – dieses zeigte sich nicht in der Tiefe, sondern im obersten ersten Schachtabschnitt. Der permanente Temperaturwechsel, die Holzpilze, Moder und Belastung führten dazu, dass

wir ständig am Reparieren waren. Es war nötig, Holzstempel neu einzuziehen, altes Holz gegen neues auszutauschen. So entschlossen wir uns, den obersten Schacht zu betonieren. Dazu gab es die wildesten Vorschläge. Am naheliegendsten waren Betonringe. Ein weiterer Vorschlag war eine Ausschalung mit Holz und Ausfüllen mit Beton. Das ging aber nicht, weil nach wenigen Metern der Druck hinter der Verschalung so hoch geworden wäre, dass die Verschalung geplatzt wäre.

Schließlich bestellten wir 1000 Beton-Schalungssteine, die wir einzeln mit einer eigens dafür gebauten Seilbahn nach unten beförderten, verbauten, mit Eisenarmierung versahen und mit Beton ausfüllen konnten. So entstand der 16 m tiefe Eingangsschacht. Vom Betonieren waren wir fortan begeistert, weil man da eben nur verschalen musste, Eisenarmierung rein, Beton reinkippen und eine Woche warten. Danach ging's weiter in die Tiefe. Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr um Jahr. In dieser Zeit schafften wir uns Elektroseilwinden an, die das gelenkschädigende Hinaufziehen mit der Handwinde ablösten. Haben wir früher Muskelkater vom Eimer hochziehen bekommen, so tut einem jetzt der Daumen weh vom vielen Knopf drücken.

Es ging immer um das Gleiche: graben, verbauen, früher mit Holz, neuerdings mit Beton, dann wieder graben, Aushub nach oben befördern, verbauen und abstützen, betonieren usw. Die Transportwege wurden weiter, aber noch immer war der Durchbruch ins Höhlensystem nicht erfolgt. Inzwischen waren schon über 5000 Arbeitseinsätze erbracht worden, d. h. mehr als 20 000 Stunden hatten Höhlenforscher versucht, die Höhle zu finden. Einige der ganz Eifrigen sind pro Jahr über 70, 80 mal da gewesen, andere haben im Lauf der Zeit resigniert. Ja, der ersehnte Durchbruch, der offene Weg in ein Höhlensystem mit Seen, Hallen und Wasserfällen, Schlauchbootfahrten, das war unser Traum.

Nach genauen Vermessungen waren wir nur noch 7 m vom Aachtopfniveau entfernt. Es war inzwischen Herbst 2003. Mittlerweile wurde es immer schwieriger, genügend Leute zu finden, um an einem Abend die gefüllten Eimer nach oben zu transportieren. Für eine geschlossene Eimerkette brauchte es mindestens zehn Männer bzw. Frauen. Bei uns arbeiteten auch Frauen mit. Wenn sich allerdings wieder, wie so oft in letzter Zeit zu wenige zum Arbeiten einfanden, dann schaffte man an einem Abend nur 40 Eimer, die dann gestapelt wurden und beim nächsten Mal zuerst entsorgt werden mussten. Das ergab einen Tiefenzuwachs von 30 cm. Die Motivation der Leute war deshalb gedrückt. Wir dagegen hatten die Graue Halle entdeckt und erwarteten jetzt eine weitere, noch größere Halle, zumindest aber einen großen Gang oder wenigstens einen Überhang, unter dem man weiter kriechen könnte.

An den Durchbruch glaubten mittlerweile nur noch die Wenigsten. Die Felswand, an der wir tiefer gruben, die stets leicht überhängend war, wurde jetzt, 7 m über dem Aachtopfwasserspiegel, eher noch steiler. Die Hoffnung, die Halle, den See, den Wasserfall zu finden, schwand immer mehr. Der Vorstand der »Freunde der Aachhöhle« beschloss nun, auch wenn »Deutschlands größtes Höhlenprojekt« gescheitert wäre, wenigstens noch so tief zu graben, bis Wasser käme, um einen Pegelmesser zu installieren. Dieser sollte dann aufzeichnen, wie hoch hier das Wasser steigt, wenn die Schüttung im Aachtopf zunimmt. Also wurde weiter gegraben.

Es sollte nach der ersten Entdeckung 1995 doch noch über acht Jahre dauern, bis es wieder zu einer großen Entdeckung kam. Das war am 28./29 November 2003. Rudolf Martin berichtet über die Entdeckung des ersten Höhlensees auf dem Dornsberg (verfasst am 2. Dezember 2003):

Schon vor einigen Wochen wollte Bernd beim Graben seltsame Geräusche wahrgenommen haben. Dies wurde allerdings, wie üblich, als blühende Phantasie abgetan. Als es dann allerdings vor zwei Wochen beim Zertrümmern der großen Blöcke verdächtig hohl klang, wurde der Sache doch mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und das Höhlenfieber schien bei manchen schon auszubrechen – besonders als am letzten Freitag sogar rechts eine Spalte aufgemacht wurde, die aber nicht befahrbar war. Das hörte sich alles spannend an. Aber konn-

te da unten wirklich noch etwas Sensationelles kommen? Schließlich waren wir nur noch 4–5 m über dem Aachtopfniveau. Konnte man so tief noch mit einer größeren Halle rechnen?

Ich selbst glaubte eigentlich nicht mehr daran und befasste mich gedanklich schon mit der Fortführung des Quergangs. Dieser Quergang wurde im Sommer 2002 entdeckt und bis auf eine Länge von ca. 10 m soweit freigelegt, dass man ihn kriechend befahren konnte. Am 5. November 2002 waren wir dann nicht schlecht überrascht, als dieser Quergang vom Hochwasser überflutet war, obwohl er noch 11 m über Wasserniveau der Aachquelle lag. Die Quelle hatte zu diesem Zeitpunkt eine Schüttung von über 15 m³/s. Immerhin konnten wir durch dieses Hochwasser feststellen, dass das Wasser mit pumpender Bewegung nach hinten abfloss. Somit war klar, dass es eine direkte Verbindung zum aktiven System geben musste.

Wir beschlossen aber den Schacht senkrecht 7–8 m bis zum Wasserspiegel noch abzuteufen, weil uns dadurch die Möglichkeit gegeben wäre, einen Pegel anzubringen und – man weiß ja nie, vielleicht tut sich ja doch noch was auf. Besonders Stefan Rohrer und Bernd Hugger glaubten daran, dass unten noch etwas kommen müsste. Da erstaunt es natürlich nicht, dass gerade diese beiden die treibende Kraft auf den letzten Metern des Schachtvortriebs waren.

Für den Freitag, den 28. November 2003 hatten viele Leute abgesagt, obwohl sich die Schilderungen spannend anhörten. Als ich um 20.30 Uhr dann einstieg, war ich dann doch überrascht, dass drei Leute da waren. Jörn und Silke kletterten gerade den Regenschacht hoch, nachdem Bernd ihnen voller Begeisterung die Grabungsstelle gezeigt hatte. Allerdings konnte er sie nicht so richtig überzeugen, und so wollten sie auch gleich mit dem Fördern beginnen. Ich stieg weiter hinab, um mir ein eigenes Bild von der Sache zu machen. Bernd lag natürlich in »seinem Loch« am tiefsten Punkt des Schachtes. Er war seit dem späten Nachmittag da, hatte rechts neben der Spalte schon einen größeren Stein zertrümmert, wollte gern tiefer graben, hatte aber seine Mühe mit der Unterbringung des Aushubs.

Besonders aber die linke Seite, an der am Tag zuvor schon Stefan einen Stein entfernt hatte, schien ihm vielversprechend. Er forderte mich sogleich auf, die Grabungsstelle mal genauer anzuschauen. Mich beeindruckte besonders der Hall, der aus der Spalte kam, wenn man hineinrief. Es war ein kurzer scharfer Nachhall und deutete darauf hin, dass hier ein größerer Raum drunter sein musste, der entweder sehr felsig oder mit Wasser gefüllt war, also eigentlich super spannend. Als ich ihm dann mitteilte, dass ich zehn neue Eimer mitgebracht hatte, war seine Begeisterung natürlich groß. Umso enttäuschter und unverständlicher war es für ihn, als wir ihn bedrängten, doch erst mit der Förderung der vollen Eimer zu beginnen. Nach kurzer Überredung begannen wir dann auch mit dem Fördern, und es sah so aus, als ob es wieder ein typischer Freitagabend würde. Oder sollte sich das Ereignis von 1995 wiederholen?

Zu viert ist es doch eine recht mühsame Angelegenheit, ca. 60 Eimer à 20–30 kg von der untersten Winde bis in die Graue Halle zu transportieren. Da die einzelnen Stationen nicht alle besetzt werden können, müssen wir von Station zu Station wechseln. Die Eimerflut wollte schier kein Ende nehmen und die Zeit rann dahin. Als wir den Eimerstau an der Ammonitenwinde abgebaut hatten, ging ich in den Quergang, um Jörn zu entlasten. Endlich, kaum war der letzte Eimer von der Kanzel nach oben gezogen, tönte es von unten: »Ich geh wieder nach unten und füll noch die zwölf Eimer.« Durch Umfüllen hatten wir nochmals zwei leere Eimer gewonnen.

Jörn hatte mit dem Licht Probleme und wollte zusammen mit Silke die restlichen Eimer noch bis in die Graue Halle schaffen. Da es auch schon kurz nach 23 Uhr war, verabschiedeten sie sich, als ich ihnen sagte, dass ich noch zu Bernd absteigen wolle, um ihm zu hel-

fen. Er hatte nun zwar 12 leere Eimer, aber allein kann er auch nichts damit anfangen, denn da unten ist es so eng, dass man max. 2–3 volle Eimer stapeln kann. Unten angekommen, sah ich wie er am Boden des ca. 1,20 m langen und 70 cm breiten Loches herumkratzte und versuchte, den Lehm noch an den Seiten zu verstauen, da die drei Eimer schon längst voll waren. Mittlerweile war das Loch auch schon wieder gut 2 m unter der letzten Betonkante abgeteuft und es bedurfte schon einiger Anstrengung, die vollen Lehmeimer bis dorthin zu wuchten. Allerdings ist an dieser Stelle auch nicht viel Platz, und nach fünf vollen Eimern musste ich erst einmal zur Winde aufsteigen, die Eimer hochziehen, um unten wieder Platz zu schaffen.

Jetzt konnte er endlich wieder voll loshämmern. Der graue Mergel war so weich, dass man ihn nicht mehr als Stein bezeichnen konnte. Er war in dem zähen braunen Lehm eingebettet, es war sehr mühsam, »Tiefe zu machen«. Bei jedem Schlag dröhnte es, wie wenn man auf eine große Pauke schlägt. Was für ein Hohlraum musste da drunter sein, der für eine solche Resonanz sorgte. Durch diesen Sound war es Bernd doch etwas mulmig, und er band sich an einer Reepschnur fest, in der Hoffnung, dass sie hält, wenn alles in die Tiefe kracht. Und da, endlich, auf der linken Seite tat sich ein 12,5 cm großes Loch auf, durch das man ca. 2 m nach unten sah. Die Motivation stieg wieder, aber die Kräfte ließen nach, schließlich war er schon fast acht Stunden im Einsatz. Also bat er mich, die letzten fünf Eimer noch zu füllen.

Wir tauschten die Plätze: Er nach oben ich nach unten. Von Nahem betrachtet, sah dieses ofenrohrgroße Loch gar nicht so spannend aus. Zwar sah man wirklich tief hinunter, aber die Wände waren bis tief hinunter mit Lehm verkleidet. Da man schon kopfüber an dieser Stelle arbeiten musste und mit fünf Eimerfüllungen niemals an den Grund kommen konnte, entschloss ich mich, anderweitig zu graben. Ich wendete mich also auf die andere Seite, der Spalte zu. Sie war schon noch verdammt eng, und ich musste mit meinen fünf Eimern haushalten, wenn wir heute noch was erreichen wollten. Zuerst grub ich in der Mitte des Schachtes, um mir mehr Platz zu verschaffen, was schon drei Eimerfüllungen ergab. Wenn ich jetzt in Richtung Spalte grabe, müssten die zwei Eimer reichen. Ein Stein versperrte aber den Weg, den man allerdings ohne Eimer nach oben hieven konnte. Zumindest noch in diese Spalte zu schauen, das war mein Ziel.

Also volle Kraft voraus, und die Eimer gut voll stopfen. Noch konnte ich nicht in die Spalte schauen. Als ich von der rechten Seite die Brocken aus der Lehmwand abschlug, fielen sie die Spalte hinunter und zu meiner Überraschung platschte es nach zwei Sekunden. Ich wiederholte den Vorgang mehrmals, um das Platschen besser deuten zu können. Es war jedes Mal dasselbe. Man hörte es hinunterpoltern, dann einen Augenblick Ruhe und dann platschte es. Am Platschen hörte man deutlich, dass es sich nicht nur um eine Pfütze handeln konnte und die kurze Ruhe deutete ich als Absatz, über den der Dreck in das Wasser fällt. Mittlerweile war die Spalte so breit, dass ich nach unten schauen konnte. Welche Enttäuschung! Wasser konnte ich keines sehen. Rechts war eine steile, fast senkrechte 2 m tiefe Lehmwand, die nach unten etwas flacher ausläuft, ähnlich einer Sprungschanze. Die linke Felswand knickte nach 80 cm rechtwinklig nach hinten weg.

Ich konnte mich allerdings nicht so weit hinunter beugen, um unter die Felsdecke zu schauen. Zwar hätte man den Spalt noch etwas erweitern können, um runter zu kommen, aber mir erschien es zu gefährlich, an dieser steilen schmierigen Lehmwand ohne Sicherung abzusteigen, zumal man noch nicht sah, wie es weitergeht. Da es außerdem schon nach 1 Uhr und alle Eimer voll waren, machte ich Bernd den Vorschlag, sich das anzuschauen, zu fotografieren und alles weitere zu vertagen.

Also stieg Bernd wieder hinunter, ich wieder hoch und hockte mich auf die übrig gebliebenen Schalungsbretter. Die Füße nach unten baumelnd. Zwei Meter über dem Kopf

des Grabenden, hat man einen bequemen Logenplatz und kann das Geschehen unter sich gut beobachten. Jetzt hatte aber Bernd da unten ein Problem. Da er etwas größer und breiter als ich war, konnte er nicht in die Spalte schauen. Aber ohne einen Blick nach unten zu werfen, wollte er nicht nach Hause gehen. Also fing er nochmals an, das zähe Lehm-Steine-Gemisch mit dem Latthammer zu bearbeiten. Ich gab ihm den Tipp, doch die große Brechstange zu nehmen und den ganzen Dreck nach unten zu werfen. Also die Brechstange her! Da, plötzlich ein Schrei von unten! Was war geschehen? Er wollte den Hammer schwungvoll auf die Seite legen und hat dabei einen Felsvorsprung übersehen und voll dagegen geschlagen. Schmerzverzerrt zog er seinen Handschuh aus, da war der Finger schon blutüberströmt.

Ich forderte ihn auf aufzugeben, es habe keinen Sinn mehr. Mit einem Taschentuch um den Finger, wieder in die Handschuhe, gruben wir weiter, und zwar mit noch mehr Eifer. Mit der Brechstange ging es auch ruckzuck, und es war beängstigend wie Bernds Standplatz zusammenschrumpfte. Nun hatte er auch genug Platz geschaffen, um einen Blick in die Tiefe zu werfen. Bei dieser Aktion fiel ihm seine teure Tauchertaschenlampe hinunter und verschwand im Nichts. Finger kaputt, Taschenlampe weg und kein Blick in die Tiefe. »Niemals werde ich so heimgehen«, dachte er wohl bei sich.

Mittlerweile war der Spalt aber so groß, dass ich ihn passieren könnte. Mit Seilsicherung könnte und würde ich es probieren. Eine Stufe höher lag in einem Eimer ein altes, kaputtes Speleoseil. Das holte ich, knotete es, so gut es ging, zusammen, befestigte es an der Eisenverbauung und machte ein paar Trittschlingen, da in dem steilen glitschigen Lehm ja kein Halten war. Diesem Seil vertrauend beugte ich mich vornüber in die Spalte hinunter und konnte unter das Felsdach schauen. Was ich da zu sehen bekam, übertraf alle meine Erwartungen. Eine Halle, die meine Stirnlampe nicht ausleuchten konnte, ein See, der mein Helmlicht reflektierte, ein Raumhall, der meine Stimme voluminös erklingen ließ, und da, eine kleine, noch schwach leuchtende Taschenlampe, die etwas verloren am Ufer lag. Ich konnte es nicht glauben. Hatte ich doch schon das Thema Halle in dieser Tiefe abgeschlossen, schließlich waren wir ja nur noch 4–5 m über dem Wasser. Und dann das! Es war unfassbar, still und starr lag ein See vor mir.

Doch wieder hatten wir ein Problem. Das Seil war zu kurz, es reichte gerade bis zur Hälfte der Lehmhalde, die steil in den See stürzte. Man hätte also keine Chancen, ohne Seilhilfe auf dem schlüpfrigen Lehm wieder nach oben zu kommen. Bernd erinnerte sich an die Reepschnur und stieg nach oben, um sie und noch ein U-Eisen herunter zu holen. Mit dem alten Speleoseil, das mit der Reepschnur verlängert war, versuchte ich es ein zweites Mal, aber es reichte immer noch nicht. Das U-Eisen, das in den Lehm gerammt wurde, bot wenigstens einen einigermaßen sicheren Stand. Es war aber schon schwierig genug, aus diesem Stand wieder nach oben zu klettern.

Nun stieg Bernd nach unten. Auch seine Begeisterung kannte keine Grenzen. Er wollte unbedingt noch seine Taschenlampe holen. Da kam uns der Gedanke, dass im Seitengang noch ein Zugseil mit ungefähr 10 m Länge liegt – damit müsste es reichen. Also stieg ich nochmals hoch, holte das Seil samt Wanne. Zusätzlich nahm ich auch noch ein paar Eisenstangen mit, denn wenn man diese in die Lehmhalde rammt, bieten sie einen tollen zusätzlichen Halt. Nach einem nervigen Entwirren des Seils reichte es tatsächlich bis zum Ufer. Nachdem Bernd noch ein paar provisorische Stufen in den Lehm geschlagen hatte, konnte ich nachfolgen. Da standen wir nun als erste Menschen am Ufer eines unterirdischen Sees, der zweifellos zum Donau-Aach-System gehörte. Fließbewegung konnten wir allerdings nicht feststellen.

Nachdem wir die wiedergefundene Taschenlampe gereinigt hatten, konnten wir auch die Halle etwas ausleuchten. Die Halle war etwa 10–15 m lang und etwa 5–7 m breit. Der

Der unterirdische See, entdeckt 2003 (Foto: Freunde der Aachhöhle e. V.)

See schien steil in die Tiefe zu gehen, und die gegenüberliegende Felswand konnte man nur schwimmend erreichen. Links hinten, also im tiefen Wasser, schien es um die Ecke zu gehen, die Felsdecke lag hier etwa 30–40 cm über dem Wasser. Man hätte also noch durchschwimmen können. Links vorn, also direkt neben uns, wurde der See von einer Lehmdüne leicht zweigeteilt. Der Lehm wies schon Trocknungsrisse auf. Weiter links verengte sich der See zu einer schmalen Rinne, die noch etwas parallel zum Schuttkegel der Dolinenverfüllung lief. Es sah hier nach einem Wasserabfluss aus. Rechts neben uns verlief die steile Lehmwand, die oben mit Versturzblöcken die Halle zur Doline hin abschloss. Am hinteren rechten Ende senkte sich die Felswand bis zum Wasserspiegel.

Nur ganz hinten, wiederum im tiefen Wasser, schien eine kleine Öffnung von vielleicht 10 cm offen zu sein. Von dieser Seite hörte man auch Wassertropfen, die direkt in den See fielen und dem Klang nach sogar aus größerer Höhe. Da man keine Ringe auf dem See sah, musste es hinter diesem Fels sein. Der Fels hatte überall eine gelbe Farbe, schien also nicht mehr dieser graue Zementmergel zu sein, sondern Massenkalk. Wir hatten also eine »echte« Höhle vor uns, und es bestanden berechtigte Chancen, dass es sowohl nach links wie auch nach rechts ohne große Tauchaktionen weiter ginge. Als wir uns nun satt gesehen hatten, einige Bilder gemacht, Ton- und Filmaufnahmen im Kasten hatten, entschlossen wir uns zum Rückzug.

Es forderte von uns noch einmal alles ab, uns durch die enge, steile, glitschige Spalte zu zwängen. Wir waren erst mal froh, wieder im Schacht zu stehen, hatten wir bis zum Bauwagen doch immer noch 100 Höhenmeter zu überwinden. Dick mit Lehm verschmiert, kamen wir um 3 Uhr morgens oben am Bauwagen an. Da sich Bernd noch bei Rainer Fried-

rich abmelden musste, riefen wir ihn sogleich an, bzw. seinen Anrufbeantworter. Es dauerte aber keine fünf Minuten, da erfolgte auch schon sein Rückruf. Wir teilten ihm begeistert unsere Neuentdeckung mit. Nach einer angenehmen Dusche kam ich dann doch tatsächlich um 4.30 Uhr ins Bett.

Am Sonntag Abend wollten wir im kleinen Kreis den Höhlensee weiter erforschen. Mit dem Stillschweigen hat es allerdings nicht so geklappt. So kam es, dass Stefan schon am Sonntag Mittag allein in die Höhle einstieg, um das neu Entdeckte zu bestaunen. Als er zurückkam, teilte er uns mit, dass die Eisenstangen, die wir in die steile Lehmhalde eingerammt hatten, zum Teil schon unter Wasser standen und dass er ein pumpendes Ansteigen des Wassers bemerken konnte. Da es bis zum Freitag geregnet hatte, konnte es sich nur um diese Hochwasserwelle handeln. Als wir dann um 18 Uhr nach oben fuhren, mussten wir feststellen, dass auch Karl-Heinz schon alleine in der Höhle war. Ich entschloss mich, da ich doch noch ziemlich fertig war und durch das Hochwasser meine geplante Luftmatratzenfahrt eh wenig Sinn machte, nicht mehr in die Höhle einzusteigen. Rainer und Jutta, Jörn und Silke, sowie Lothar und Bernd, der noch sichtlich von der Erschöpfung gezeichnet war, stiegen dennoch ein, nahmen einige Vermessungen und Beobachtungen vor und waren doch ein bisschen enttäuscht, wie klein diese Seenhalle durch das Hochwasser zusammengeschrumpft war.

Bis um 23 Uhr debattierten wir noch im Bauwagen bei einer Linsensuppe und Glühwein. Ob wir ohne große Tauchaktionen weiter in das Aachhöhlensystem eindringen können, wird uns die Zukunft zeigen. Auf jeden Fall beginnt jetzt ein neuer Abschnitt der Aachhöhlenforschung und allen Zweiflern zum Trotz haben wir es durch unsere Ausdauer geschafft, nach 13 Jahren in das Donau-Aach-System zu gelangen.

Nun ist es eindeutig, es geht nur noch mit Tauchern weiter. In der Donauhöhle, so wird sie genannt, beträgt die Sichtweite, wie draußen im Aachtopf, nur 2–4 m. Man muss sich die einzelnen Bilder des Ganzen im Kopf zusammensetzen, weil man ja nur immer einen kleinen Ausschnitt sieht. Auf diese Art und Weise sind bei etwa 30 Tauchgängen schon 300 m Neuland betreten worden. Aber das ist ein eigenes Thema

Der Selige Eberhard von Nellenburg, zweiter Patron der Domkirche St. Eberhard in Stuttgart

Von Egon Hopfenzitz, Stuttgart

»Paorecias erigere unius est Espiscopi dioecesani«: Pfarreien zu errichten ist allein Sache des Diözesanbischofs. Der Kodex des kanonischen Rechts der katholischen Kirche bestimmt so den Vorgang einer Pfarreigründung. Die heutige Domkirche St. Eberhard in Stuttgart, seit 1978 Konkathedrale des Bischofs von Rottenburg-Stuttgart erhielt mangels einer katholisch-kirchlichen Hierarchie in Württemberg diesen Status 1806 vom evangelischen König Friedrich I. von Württemberg.

Auch die Namensgebung der ersten neu erbauten katholischen Kirche in Stuttgart seit der Reformation bestimmte König Friedrich autoritär. Auf Anfrage des Weihbischofs von Augsburg, Fürst von Hohenlohe, am Vorabend der Einweihung zum 1. Oktober 1811 entschied sich der König für »Heiliger Eberhard«, den Namen seines als Herzog regierenden Vorfahren Graf Eberhard im Bart (1445–1496). An einen bestimmten Heiligen als Patron der Kirche haben weder